

DIE ANTIKE WELT UND DIE DEUTSCHEN.

DIE GRIECHEN ALS BILDNER DER DEUTSCHEN.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leier aus Tieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht gelegnet werden, daß das

emollit mores nec sinit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriff einer so reizenden Kultur der Seele eingepägt, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen. Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger griechischer Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer anderen Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in späteren Zeiten bei irgendeinem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, klassische Bildung sich äußerte, diese meist auf klassischem Boden in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ist auch, wenigstens ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn man es zu finden weiß, oft mehr als unsere verworrensten Deduktionen; die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja, die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgeteilt. Da also die Griechen bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird, solange sie uns nicht geraubt sind, wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unseren Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechischer und römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Übersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unseres Geschlechts für unsere und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsere jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte. (Joh. Gottfr. Herder, *Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste*, 1794.)

DAS GRIECHISCHE VORBILD.

Bevor die innerste Abhängigkeit jeder Kunst von den Griechen, den Griechen von Homer bis auf Sokrates, überzeugend dargetan war, mußte es uns mit diesen Griechen ergehen wie den Athenern mit Sokrates. Fast jede Zeit und Bildungsstufe hat einmal sich mit tiefem Mißmute von den Griechen zu befreien gesucht, weil angesichts derselben alles Selbstgeleistete, scheinbar völlig Originelle und recht aufrichtig Bewunderte plötzlich Farbe und Leben zu verlieren schien und zur mißlungenen Kopie, ja zur Karikatur zusammenschrumpfte. Und so bricht immer von neuem einmal der herzliche Ingrim gegen jenes anmaßliche Völkchen hervor, das sich erkühnte, alles Nichteinheimische für alle Zeiten als „barbarisch“ zu bezeichnen: wer sind jene, fragt man sich, die, obschon sie nur einen ephemeren historischen Glanz, nur lächerlich engbegrenzte Institutionen, nur eine zweifelhafte Tüchtigkeit der Sitte aufzuweisen haben und sogar mit häßlichen Lastern gekennzeichnet sind, doch die Würde und Sonderstellung unter den Völkern in Anspruch nehmen, die dem Genius unter der Masse zukommt? Leider war man nicht so glücklich, den Schierlingsbecher zu finden, mit dem ein solches Wesen einfach abgetan werden konnte: denn alles Gift, das Neid, Verleumdung und Ingrim in sich erzeugte, reichte nicht hin, jene selbstgenugsame Herrlichkeit zu vernichten. Und so schämt und fürchtet man sich vor den Griechen; es sei denn, daß einer die Wahrheit über alles achte und so sich auch diese Wahrheit einzugestehen wage, daß die Griechen unsere und jegliche Kultur als Wagenlenker in den Händen haben, daß aber fast immer Wagen und Pferde von zu geringem Stoffe und der Glorie ihrer Führer unangemessen sind, die dann es für einen Scherz erachten, ein solches Gespann in den Abgrund zu jagen: über den sie selbst, mit dem Sprunge des Achilles, hinwegsetzen. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

DIE ALTEN ALS ERZIEHER.

Wie in den Gymnasien der Alten die Leiber freigeborener Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, sondern auch in Gestalt und Bewegung eine edle und freie Weise zu zeigen: so bemächtigen sich unsere Schulen, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllen sollen, des jugendlichen Geistes, um ihn zu der Freiheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückseligkeit gibt, und indem sie ihm, ohne Rücksicht auf künftigen Gebrauch, unablässig das Größte und Edelste, wie es sich in dem Geiste der größten und edelsten Menschen aller Zeiten gestaltet und in den schönsten Formen dargestellt hat, vorhalten, eine solche Liebe und Achtung dafür entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von sich stößt und jede Blüte der Humanität in sich zu entfalten unablässig bemüht ist. Dieses Bemühen, welches auf das würdigste Ziel gerichtet ist, nimmt jede Kraft des Geistes in Anspruch, weckt die Schlummernden und stärkt sie durch erfreuliche Übungen, in denen sich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung

und Bildung vereinigen. Hierdurch aber sind die Einrichtungen auf das vollkommenste gerechtfertigt, welche unsere weisen Vorfahren bei der Wiederherstellung der Wissenschaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das schien ihnen eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerst und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Tun der Alten in den Zeiten ihrer Blüte wunderbar würdig und der Nachahmung wert sei. Und haben nicht alle folgenden Zeiten trotz ihrer kühnen Fortschritte zur Vortrefflichkeit dieses Urteil immer von neuem bestätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Literatur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Altertums angezündet: und ist nicht jedes Volk, wenn es von Selbstbewunderung berauscht, seiner edlen Führer entraten zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunsene Schwätzerie herabgesunken? — — Auch sie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem unsrigen, mehr als einen Schriftsteller, den die Zeitgenossen bewunderten, manchen vielleicht, der durch Fülle und Art des Stoffes sowie durch die zeitgemäße Behandlung den Geist belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und schnell verwelken, sondern den Unsterblichen, die wie Herkules auf den Höhen des Oeta die Feuerprobe der Zeiten bestanden hatten, wollten sie die Bildung der Jugend anvertrauen; ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen; Göttergestalten der Freiheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzusteigen scheinen. — — Dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und starkes Geschlecht erwuchs, das durch Gestalt und Geist den Ernst seiner frühen Bildung beurkundet? Lassen Sie uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlassen haben! Lassen Sie uns, statt über die Entartung der Zeit zu klagen, der früheren Zeit nacheifern und mit ausdauerndem Mute das hohe Ziel einer wahrhaft menschlichen Bildung zu erreichen streben! Überzeugen Sie sich, daß es nicht bloß das Wissen sei, was Sie hier suchen sollen, indem ja das größte Wissen mit der größten Verkehrtheit und tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart sein kann; sondern daß aller Erwerb von Kenntnissen die Bildung und Veredlung Ihres Gemütes zum letzten Ziele haben soll. — —

Wenn wir das Altertum in seiner würdigsten Gestalt als eine geschlossene Welt des Edelsten und Schönsten betrachten, was der menschliche Geist, unter den günstigsten Umständen, mit jugendlicher Kraft und männlicher Strenge gebildet hat, als eine Welt der Natur und Kunst, in welcher sich alles, was das menschliche Gemüt erheben, reinigen und befruchten kann, in den mannigfaltigsten und vollendetsten Gestalten offenbart: so kann uns nichts gleichgültig sein, was diesen heiligen Kreis erfüllt und uns die wundervolle Werkstatt öffnet, aus welcher jene Gestalten hervorgegangen sind. (Friedr. Jacobs, Rede, 7. Dez. 1807.)

GÖTTLICHKEIT DER ALTEN WELT.

Die größte Veränderung. — Die Beleuchtung und die Farben aller Dinge haben sich verändert! Wir verstehen nicht mehr ganz, wie die alten Menschen das Nächste und Häufigste empfanden — zum Beispiel den Tag und das Wachen: dadurch, daß die Alten an Träume glaubten, hatte das wache Leben andere Lichter. Und ebenso das ganze Leben, mit der Zurückstrahlung des Todes und seiner Bedeutung: unser „Tod“ ist ein ganz anderer Tod. Alle Erlebnisse leuchteten anders, denn ein Gott glänzte aus ihnen; alle Entschlüsse und Aussichten auf die ferne Zukunft ebenfalls: denn man hatte Orakel und geheime Winke und glaubte an die Vorhersagung. „Wahrheit“ wurde anders empfunden, denn der Wahnsinnige konnte ehemals als ihr Mundstück gelten — was uns schaudern oder lachen macht. Jedes Unrecht wirkte anders auf das Gefühl: denn man fürchtete eine göttliche Vergeltung und nicht nur eine bürgerliche Strafe und Entehrung. Was war die Freude in der Zeit, als man an den Teufel und den Versucher glaubte! Was die Leidenschaft, wenn man die Dämonen in der Nähe lauern sah! Was die Philosophie, wenn der Zweifel als Versündigung der gefährlichsten Art gefühlt wurde, und zwar als ein Frevel an der ewigen Liebe, als Mißtrauen gegen alles, was gut, hoch, rein und erbarmend war! — Wir haben die Dinge neu gefärbt, wir malen immerfort an ihnen — aber was vermögen wir einstweilen gegen die Farbenpracht jener alten Meisterin! — ich meine die alte Menschheit. (Friedr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1882.)

GRIECHISCHE UND DEUTSCHE SPIELE.

Während ich den Pindarus übersetzte und die Bilder des öffentlichen Lebens, das er singt, der großen Volksfeste zu Olympia und Pytho mit ihren Spielen und Ehren in erneuter Klarheit an mir vorübergingen, gedachte ich oft deiner und deines ruhmvollen Bemühens, die Turnkunst aus ihrem langen Schläfe zu erwecken und durch sie das Gemeinsame und Öffentliche unter uns mit einem Teile jener Herrlichkeit zu umgeben, die den edlen Hellenen in so reichem Maße zuteil geworden war. Dabei erfüllte mich mit Wehmut, daß wir in den Ansichten und Gewohnheiten, aus denen Ehre und Glanz des öffentlichen Lebens hervorgehen, wo möglich noch mehr als in andern Dingen von den Alten abgewandt und verschieden sind. Unsere Gesetzgeber fragen nicht nach dem, was den Leib stark und die Glieder gewandt macht; unsre Feste sind nicht durch die Spiele einer ruhmbegehrigen und kampfgewandten Jugend verherrlicht; Lob und Ehre wird keiner jener Trefflichkeiten und Übungen zuteil, welche dort den Sieger mit unvergänglichem Ruhm geschmückt haben. Seitdem du mit vaterländischem Eifer für diese große Sache gesprochen und gehandelt hast, haben sie bei euch zwar Turnschulen eröffnet und angefangen, der Jugend ein regeres Leben im Gefühl entbundener Kräfte und einer großen, gleichgesinnten Genossenschaft zu gönnen und zu bereiten; aber fast scheint es, als wolle man auch hier nur den nächsten Bedarf, gute Fäuste und rasche Schenkel für Heer und Feld, und kaum fängt die Gesinnung und der Geist jenes Lebens an, sich über die Turnplätze zu erheben, so entsteht gegen ihn ein Ge-

schrei, als ob zum Turnkleid die rote Mütze als Ergänzung hinzukommen und man den Turnplatz in ein Bollwerk verwandeln würde, aus ihm gegen Staat und Thron Sturm zu laufen. — —

Von der Bildung und Pflege, welche der Grieche in ihrer Vollheit genoß, ist uns die eine Hälfte, die des Leibes, zugrunde gegangen, und mit ihr die Hälfte der Güter, welche das Leben bieten kann. Eine halbe Gesundheit, eine halbe Kraft, ein halbes Gefühl unserer selbst und der Freude, ein halbes Leben ist uns zurückgeblieben. Nicht einmal kommt dem Geiste zugut, was dem Leib entzogen ward. — —

Die Kränze des Ruhmes werden jetzt nur Auszeichnungen anderer Art und oft für Dinge, welche besser unterlassen und verhüllt würden, geflochten. Jene für die glücklichen Kämpfe wohlgeübter Kraft und Gelenkheit sind mit dem ritterlichen Turnen und Stechen verdorrt. Wer mit dem Speer oder im Ringen, im Lauf, Sprung oder Wurf sich auszeichnet, fände nicht mehr Ruhm als, nach Pindar, der Hahn, der auf dem Hofe kämpft. Umsonst, ohne in die bessere und lebendigere Ansicht dieser Dinge einzudringen, lesen wir die Schriften des Altertums. Ihre Worte fassen wir, ihren Gedanken folgen wir; aber den Sinn und die Gesinnung, aus welcher sie hervorgehn, die geheime Kraft, welche die Blüten und Früchte, die uns wohlgefallen, hervortreibt, bleiben uns verschlossen, und ein Werk, welches, wie die pindarischen Gesänge, das Leben und seine Zierden in ihrer Ganzheit darstellt und auf jedem Blatte neben der Tugend des Geistes auch die des Leibes, neben Weisheit und Tapferkeit die Stärke des Armes und die Behendigkeit der Füße mit Lob schmückt und den höchsten Ruhm ebenso auf der Rennbahn wie auf dem Schlachtfelde, aus den Schulen der Weisheit wie aus den Kampfübungen des Turnlehrers entspringen läßt, ist uns fremd, seltsam und zum Rätsel geworden. Ich klage deshalb nicht uns und diese Zeit an; denn kein Geschlecht ist durch sich selbst gebildet, noch kann es in seiner Mutter Leib zurückgehen, um sich anders und edler zu gestalten; aber die Einsicht in unsern Zustand und in das Bessere sollen wir zu gewinnen bemüht sein, und, wie du getan und zu tun nicht müde wirst, darauf hinarbeiten, daß die nach uns Heranwachsenden für dasselbe erzogen und seines Besitzes froh werden. — —

In welcher Weise und Ausdehnung es bei uns in vorchristlichen Zeiten gewesen ist, liegt im Dunkeln. Kaum ist davon eine andere Nachricht, als jene bei Tacitus von dem kriegerischen Tanz, den nackte Jünglinge zwischen aufgestellten Schwertern vor dem versammelten Volke aufführten, zu uns gelangt. Das Kühne und Gefährliche des Spiels setzt lange Übung und große, durch langes Turnen erworbene Gewandtheit, der kriegerische Geist des Volkes und der Bedarf der Schlachten Mannigfaltigkeit und Beharrlichkeit der Turnübungen voraus. Ferner deutet jener Wagetanz, vor dem versammelten Volke aufgeführt, auf festliche Zeit, und die Feste sind nicht ohne Götter, denen sie gefeiert wurden. Man darf also annehmen, daß die Turnübungen bei Festen und Opfern zur Schau gebracht, unter den Schirm der deutschen Ehre gestellt und durch ihre Feste geweiht waren. Daß aber die verschiedenen Arten von Übungen auf gleiche Weise vor dem Volke gezeigt, daß die Sieger gepriesen und belohnt wurden, läßt sich vermuten, nicht beweisen. Noch jetzo

deutet manche erlöschende Spur in den Gebräuchen des Volkes auf vorchristliche Festspiele zurück.

Wir haben hiermit auf die Ansichten hingedeutet, welche gelten und lebendig sein müssen, wenn das Turnwesen tiefer in dem Volke haften, mit seinem Dasein gleichsam verwachsen, den Geist desselben und die edlere Gesinnung tragen und den Wechsel der Zeiten und Gewohnheiten unveränderlich bestehen soll. Was aber das deutsche Altertum von Turnübungen und Spielen, von ihrer Begründung und Sicherstellung nur ahnen läßt, zeigt das griechische in hellem Lichte, und die Turnkunst in einer Ausbildung, wie nur Jahrhunderte fortgesetzter Bemühungen sie erzeugen konnten, zugleich aber auch in Verhältnissen und Verbindungen, die ihr eine unverwüstliche Dauer sichern mußten. Jede Stadt und Gemeinde freier Menschen war mit Turnschulen oder Gymnasien ausgestattet, welche unter dem Schutze heimatlicher Gottheiten als geweihte Bezirke standen und von den Edelsten und Besten der Gemeinde verwaltet und gehütet wurden. In diesen Heiligtümern war die Erziehung mit gleichgewogener Sorge um die geistige und leibliche Pflege der aufblühenden Jugend bemüht, und in solcher Kunst und Vortrefflichkeit, daß selbst Plato, dem von bestehenden Dingen wenig genügte, im Wesen dieser Erziehung nichts zu ändern fand. Neben den Turnschulen standen die Tempel und ladeten die geübte Jugend aller Stämme zu ihren Festen und Turnspielen ein, nicht etwa hier und dort, nicht nur in Olympia und Pytho oder auf dem Isthmus und zu Nemea, sondern überall, wo irgendeine Gottheit oder ein Heros sich besonderen Dienstes erfreute, war bei seinem Feste der ruhmbegehrenden Jugend vor den Augen der griechischen Götter und Völker ein Schauplatz eröffnet, auf welchem sie die behende, dem Dienste der Freiheit und der Heimat gewidmete Kraft wetteifernd bewähren und Kränze gewinnen konnte, die Glanz und Achtung auf ihr ganzes Leben verbreiteten. Der Knabe, dessen Kraft eben erst geweckt war, der Jüngling und der noch jugendliche Mann traten hier, von erfahrenen Kampfrichtern geprüft und geschieden, einander entgegengestellt zum Wettstreit hervor, und des Siegers Name, besonders bei den großen heiligen Spielen, flog gleichsam durch alle Staaten des großen Vaterlandes. Ihn empfingen am Abend nach den Feiern und daheim festliche Gelage, seine Tugend erhoben Pindar und Simonides im ehrenden Gesange, seine Gestalt Phidias und Polyklet in bewunderten Werken der bildenden Kunst. Und faßt man alles zusammen, so hatte jenes Land der Wunder alles erschöpft, was sich irgend zur Pflege und Belohnung des Turnwesens Reiches und Großes erfinden und in das Leben einführen ließ. (Friedr. Thiersch, Aus der Zueignung an Jahn zu: Pindarus' Werke, 1819.)

VOM NACKTEN IN DER ANTIKE.

Man kann wohl sagen, daß die Werke der alten griechischen Meister eine Frucht ihrer Gymnasien waren, und daß, wo diese nicht sind, sie schwerlich kann eingeerntet werden. Der erfahrene und geübte Sinn des ganzen Volks am Nackenden, dies ist die Hauptsache, die uns fehlt, nebst dem Arbeiter selbst:

der schönste Nackende der Kunst wird endlich nur durch Erinnerung geschaffen und genossen.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden werden, in den Verstand übergehen und von dem ganzen Menschen wieder neugeboren werden. Alsdann kommen allein die bedeutenden Teile und lebendigen Formen und Gestalten heraus, die das Herz ergreifen und die Sinne entzücken; die Regung in vollstimmiger Einheit durch den ganzen Körper des gegenwärtigen Augenblicks bildet kein bloßer Fleiß. Je größer und erhabener der Künstler, desto edler und eingeschränkter die Auswahl. Im Nackenden der bei uns gewöhnlich bekleideten Teile, also des ganzen Körpers bis auf Kopf und Hände und Füße, können wir den Alten nicht gleichkommen, weil wir ihre Gymnasien und Thermen nicht haben. In Köpfen, Händen und Beinen und Kindern halten wir ihnen vielleicht die Wage, insoweit wir noch Periklesse, Platonen, Alkibiadesse und Aspasien und Phrynen haben. Die höchste Vollkommenheit ist überall der letzte Endzweck der Kunst, sie mag Körper oder Seele oder beides zugleich darstellen und nicht die bloße getroffene Ähnlichkeit der Sache und das kalte Vergnügen darüber. (Wilh. Heinse, Ardinhello, 1787.)

ERSEHNTTE PLATONÜBERTRAGUNG.

Von Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe auflöge und in seinem Schoße niedersäße, nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhebe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O, säße in dem Schoße des griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen! Sein Übersetzer muß den Dämon Sokrates' zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst und in dem Gewande derselben, dem sokratischen Vortrage, Rat und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnt, opfere er wie der junge Theages Gebet und Opfer und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sei. (Joh. Gottfr. Herder, Fragmente über die Bildung einer Sprache, 1767.)

DIE GRIECHEN UM DER GRIECHEN WILLEN.

Denn um aller Musen willen, warum lesen wir die Griechen? Ists nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst, liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von echt griechischem Geist, bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernt oder irgendeine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolgt, ohne den Geist ihrer Komposition, diese feine Blüte, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer Statt Sinesen und Mongolen lesen. (Joh. Gottfr. Herder, Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste, 1794.)

STAATLICHE BILDUNG BEI DEN ALTEN UND DEN NEUEREN.

Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen, die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe und Erwerbsfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit. Daher waren die Einschränkungen der Freiheit in den älteren Staaten auf der einen Seite drückender und gefährlicher. Denn sie griffen geradezu an, was des Menschen eigentümliches Wesen ausmacht, sein inneres Dasein, und daher zeigen alle älteren Nationen eine Einseitigkeit, welche (den Mangel an feinerer Kultur und an allgemeiner Kommunikation noch abgerechnet) größtenteils durch die fast überall eingeführte gemeinschaftliche Erziehung und das absichtlich eingerichtete gemeinschaftliche Leben der Bürger überhaupt hervorgebracht und genährt wurde. Auf der andern Seite erhielten und erhöhten aber auch alle diese Staatseinrichtungen bei den Alten die tätige Kraft des Menschen. Selbst der Gesichtspunkt, den man nie aus den Augen verlor, kraftvolle und genügsame Bürger zu bilden, gab dem Geiste und dem Charakter einen höheren Schwung. Dagegen wird zwar bei uns der Mensch selbst unmittelbar weniger beschränkt, als vielmehr die Dinge um ihn her eine einengende Form erhalten, und es scheint daher möglich, den Kampf gegen diese äußeren Fesseln mit innerer Kraft zu beginnen. Allein schon die Natur der Freiheitsbeschränkungen unserer Staaten, daß ihre Absicht bei weitem mehr auf das geht, was der Mensch besitzt, als auf das, was er ist, und daß selbst in diesem Fall sie nicht — wie die Alten — die physische, intellektuelle und moralische Kraft nur, wenngleich einseitig, üben, sondern vielmehr ihr bestimmende Ideen als Gesetze aufdringen, unterdrückt die Energie, welche gleichsam die Quelle jeder tätigen Tugend und die notwendige Bedingung zu einer höheren und vielseitigeren Ausbildung ist. Wenn also bei den älteren Nationen größere Kraft für die Einseitigkeit schadlos hielt, so wird in den neueren der Nachteil der geringeren Kraft noch durch Einseitigkeit erhöht. Überhaupt ist dieser Unterschied zwischen den Alten und Neueren überall unverkennbar. Wenn in den letzten Jahrhunderten die Schnelligkeit der gemachten Fortschritte, die Menge und Ausbreitung künstlicher Erfindungen, die Größe der gegründeten Werke am meisten unsere Aufmerksamkeit an sich zieht, so fesselt uns in dem Altertum vor allem die Größe, welche immer mit dem Leben Eines Menschen dahin ist, die Blüte der Phantasie, die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Wert gibt. Der Mensch, und zwar seine Kraft und seine Bildung war es, welche jede Tätigkeit rege machte: bei uns ist es nur zu oft ein ideelles Ganze, bei dem man die Individuen beinah zu vergessen scheint, oder wenigstens nicht ihr inneres Wesen, sondern ihre Ruhe, ihren Wohlstand, ihre Glückseligkeit. Die Alten suchten ihre Glückseligkeit in der Tugend. Die Neueren sind nur zu lange diese aus jener zu entwickeln bemüht gewesen, und der selbst, welcher die Moralität in ihrer höchsten Reinheit sah und darstellte, glaubt durch eine sehr künstliche Maschinerie seinem Ideal des Menschen die Glückseligkeit, wahrlich mehr wie eine fremde Belohnung, als wie sein eigen errungenes Gut, zuführen zu müssen. Ich verliere kein Wort über diese Verschiedenheit. Ich

schließe nur mit einer Stelle aus Aristoteles' Ethik: „Was einem Jeden, seiner Natur nach, eigentümlich ist, ist ihm das Beste und Süßeste. Daher auch den Menschen das Leben nach der Vernunft, wenn nämlich darin am meisten der Mensch besteht, am meisten beseligt.“ (W. v. Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, 1792.)

GANG DER BILDUNG EINER NATION.

Es gibt Leute, die sich die Epochen, in denen die Bildung einer Nation fort-schreitet, in einer gar wunderlichen Ordnung vorstellen. Sie bilden sich ein, daß ein Volk zuerst in tierischer Rohheit und Wildheit daniederläge, daß man nach Verlauf einiger Zeit das Bedürfnis einer Sittenverbesserung empfinden und somit die Wissenschaft von der Tugend aufstellen müsse, daß man, um den Lehren derselben Eingang zu verschaffen, daran denken würde, sie in schönen Beispielen zu versinnlichen und daß somit die Ästhetik erfunden werden würde: daß man nunmehr nach den Vorschriften derselben schöne Versinnlichungen verfertigen und somit die Kunst selbst ihren Ursprung nehmen würde: und daß vermittelt der Kunst endlich das Volk auf die höchste Stufe menschlicher Kultur hinaufgeführt werden würde. Diesen Leuten dient zur Nachricht, daß alles, wenigstens bei den Griechen und Römern, in ganz umgekehrter Ordnung erfolgt ist. Diese Völker machten mit der heroischen Epoche, welches ohne Zweifel die höchste ist, die erschungen werden kann, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst, und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht. (Heinr. v. Kleist, Berliner Abendblätter, 1810.)

STÄRKUNG AUS ANTIKEM GEISTE.

Ich erbitte mir von Gott für mich, wenn meinem Alter noch prüfende Tage beschieden sein sollten, und für meine Kinder, die gewiß böse Zeiten erleben werden, nur soviel Selbstbeherrschung, Überwindung der Lüste, Mut vor der Gefahr, ruhiges Beharren im Bewußtsein eines edeln Entschlusses, dessen Ausgang unglücklich war, wie es das atheniensische Volk, als ein Mann genommen (von der Sittlichkeit der einzelnen ist hier die Rede nicht) gezeigt hat: und wer als einzelner so ist, und dann nicht mehr sündigt im Verhältnis als die Athener, der mag seinem Stündlein ruhig entgegensehen. — — Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bei Chäronea als Freie gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Beschluß nicht bereuten, die dem Redner, auf dessen Rat die Waffen so unglücklich versucht und ihre Lieben gefallen waren, eine goldene Krone erteilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle: das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schutt her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte und ihn lieber vor seinen Mauern erwartete: welches, während die Schmeichler und Furchtsamen tagtäglich warnten, nicht zu reizen, Bürger

zum Tode verurteilte, welche Sklaven gekauft, die durch Eroberung griechischer, Athen feindselig gewesener Städte in der Makedonier Gewalt gekommen waren: das Volk, dessen Dürftige, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von Fleischspeisen schenkte, da sie sonst nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln mit trockenem Brot und gesalzenem Fisch aßen; die dieses Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht. (Barth. Georg Niebuhr, Kleine historische und philosophische Schriften, 1828/1843.)

DIE ANTIKE ARTUNG WINCKELMANNS.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuere vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitem Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hierzu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasie-

bilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten geachtet und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt: so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen inneren und äußeren Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen.

Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch, wenn bei Behandlung der Wissenschaften im großen und breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen, außermenschlichen Gegenstände eine Zerteilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerten herum-schweifte, teils durch Lust und Liebe, teils durch Notwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte. (Joh. Wlfg. Goethe, Winckelmann 1804/5.)

EIN DEUTSCHER IN ROM.

Ja, es hängt an den Mauern Roms etwas, das das Tiefste im Menschen aufregt. Wenn man eine Metallscheibe schlägt, so tönt das Erz fort, bis die Auflegung des Fingers den Schwingungen ein Ende macht. So berührt auch Rom den mit dem Altertum verkehrenden Geist. Ja, ein Schlag folgt dem andern, bis alle Saiten des Menschen sich rühren und regen und er zuletzt innewird, was alles bisher in ihm schlief. Ich habe aus jenem Aufenthalt in Rom einen

größeren Reichtum des Geistes, für mein folgendes Leben einen tieferen Ernst der Seele, für meine Studien einen lebendigeren, positiveren Hintergrund mit nach Hause gebracht. Das Rad des Lebens hat sich dort ein tieferes Geleise gehöhlt. (Joh. Jak. Bachofen, Selbstbiographie, Baseler Jahrb. 1917).

ROM.

Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal sei es auch durch eine notwendige Täuschung als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich übergücklich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja, an der keine andere Teilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichtum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt: so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein: *Beatus ille qui procul negotiis*. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen: wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht. (Wilh. v. Humboldt an Goethe, 1804.)

HULDIGUNG DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT VOR DEN GRIECHEN.

Unser Streben ginge nun dahin, die Teilnahme für das alte Griechentum, soweit unsere schwache Wirksamkeit reicht, am Leben zu erhalten. Es handelt sich um keine Verklärung, und die enthusiastische Schönfärberei gedenken wir nirgends zu schonen. „Die Hellenen waren unglücklicher, als die meisten glauben“ (Böckh). Aber die große weltgeschichtliche Stellung des griechischen Geistes zwischen Orient und Okzident muß klargemacht werden. Was sie taten und litten, das taten und litten sie frei und anders als alle früheren Völker. Sie erscheinen original und spontan und bewußt da, wo bei allen andern ein mehr oder weniger dumpfes Müssen herrscht. Darum erscheinen sie mit ihrem Schaffen und Können wesentlich als das geniale Volk auf Erden, mit allen Fehlern und Leiden eines solchen.

In allem Geistigen haben sie Grenzen erreicht, hinter welchen die Menschheit, wenigstens in der Anerkennung und Aneignung, nicht mehr zurückbleiben darf, auch wo sie die Griechen im Können nicht mehr erreicht. Daran liegt es, daß überhaupt dies Volk aller Nachwelt sein Studium aufzuerlegen vermocht hat. Wer sich dem entziehen will, bleibt einfach zurück.

Und nun ihr Wissen und Schauen! Durch ihre Weltkunde beleuchten sie außer ihrem eigenen Wesen auch das aller andern alten Völker; ohne sie und ohne die philhellenisch gewordenen Römer gäbe es überhaupt keine Kunde der Vorzeit, weil alle andern Völker nur auf sich selbst achteten, auf ihre Königsburgen, Tempel und Götter. Alle seitherige objektive Kenntnisaufnahme der Welt spinnt an dem Gewebe weiter, welches die Griechen begonnen haben. Wir sehen mit den Augen der Griechen und sprechen mit ihren Ausdrücken.

Nun ist es aber die spezielle Pflicht des Gebildeten, das Bild von der Kontinuität der Weltentwicklung in sich so vollständig zu ergänzen als möglich; dies unterscheidet ihn als einen Bewußten vom Barbaren als einem Unbewußten; sowie der Blick auf Vergangenheit und Zukunft überhaupt den Menschen vom Tier unterscheidet, mag auch die Vergangenheit Vorwürfe und die Zukunft Sorgen mit sich führen, wovon das Tier nichts weiß.

Und so werden wir ewig im Schaffen und Können die Bewunderer und in der Welterkenntnis die Schuldner der Griechen bleiben. Hier sind sie uns nahe, dort groß, fremd und ferne. (Jak. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, 1898.)

GOETHE ALS SCHÖPFER DER WISSENSCHAFT VON DEN GRIECHEN.

Goethe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfangend wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken als an den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine

zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Tätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhiess.

Doch nicht um sich eines begünstigenden Genius unserer Literatur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Altertums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligtume der altertümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüte aufschloß? Einen Hypopreten von diesem Verdienst, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummtten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher kennen und seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit wert.

Ihr Wort und Ansehn, Würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn begründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem Hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen, nach so manchen Verbildungen, stimmen am willigsten unter den Neuern ein in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anstande daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Kultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbbarer, ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen und sich mit einem andern Teile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von allem seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle

Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber allgemeiner Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Altertume fließenden Großen und Schönen, und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlicher Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keineswegs unvorbereitet sind, die beste Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen sein! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüte strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkle Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten! (Friedr. Aug. Wolf, Zueignung an Goethe, 1807.)

DIE ALTEN ALS HELFER.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Tuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und Tat auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.

Denn wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen, und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden. —

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat. —

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geist und Gemüt, sich ihr anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im ganzen und einzelnen an diese dreie möglich macht, das Ereignis, was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist. (Joh. Wölg. Goethe, Maximen und Reflexionen, 1829.)

DIE HEUTIGEN UND DIE GRIECHEN.

Bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zustatten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch wie die unsrige das Opfer derselben zu sein. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplizität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja, oft unsre Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch, sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigentum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, miteinander feindselig abzuteilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Notfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigne Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott! Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinandergeworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemütskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen wie bei verkrüppelten Gewächsen kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen; welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten? (Friedr. Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung, 1795.)

ANTIKE UND NEUERE KUNST.

Verschiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unsern Antiquaren zwei so ungleichartige Gegenstände, als Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemälde der christlichen Kunst sind, fast mit derselben Liebe umfaßt, mit der nämlichen Aufmerksamkeit untersucht werden. Zwar liegt eine Antwort nahe, daß in beiden Hervorbringungen die ihnen gemeinschaftliche Schönheit der Gestalt und Komposition gesucht und anerkannt werde, folglich die eine zur Erläuterung und Bestätigung der andern gereichen dürfe. Magdalena kann so reizend gemalt sein, als Venus ausgehauen ist, und die Zusammensetzung einer Grablegung von Rafaels Hand so glücklich und gewählt sein als irgendein altes Werk. Ich bekenne, daß mir dieser Grund nicht genügt, weil, wie mich dünkt, in den Bildsäulen und Malereien noch eine andere gründlichere Verschiedenheit obwaltet, die durch Beobachtung ihrer gemeinsamen Vorzüge keineswegs aufgehoben wird, die mir eben, als ich römische Sammlungen betrachtete, oft in grellem Abstich entgegentrat. Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir nämlich darin, daß alles, was jene gestaltete, typisch ist, das heißt nach lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber beinah ganz in der Phantasie und Willkür des Malers beruhen. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des größten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke, der Griechen zumal, sind lehrreich, und man darf sie bis ins Einzelne studieren, während aus Gemälden, selbst rafaelischen, für die Erkenntnis unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Maler nicht malen, und was sie malten, war ihnen nicht gegeben. In allen noch so verschieden gefaßten Bildsäulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Malern, von einem und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehen wir bald schwarzes, bald nußbraunes, bald schlichtes, bald gekräuselttes Haar beigelegt. Man weiß, daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstohlen wieder dazu, niemals aber zu einem stetigen Typus der Gestalten und Farben gelangten. Es gebricht also der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythos, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Rafael, Leonardo, Tizian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichsten und wahrhaftesten Porträten wirken, deren Form und Anlage ich bewundere. Was ich in ihnen misse, würde auch ein aufrichtiger Katholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die erst den Mittelpunkt und die Seele des Gemäldes hergeben könnten. (Jakob Grimm, Akad. Rede, 5. Dez. 1844.)

ALTE UND NEUE HARMONIK DER WELT.

Wem dieser großartige Gedanke eines einheitlichen, alle Bewegungen der Welt beherrschenden Bewegungsgrundgesetzes auch zuerst gekommen sein

mag — es ist schwer, an jemand anderen als an Archytas zu denken, wenn Plato auch nur ganz allgemein von den „Pythagoreern“ spricht — hier ist bei aller Unvollkommenheit der Formulierung doch schon das wahre Gesetz der Planetenbewegung richtig geahnt. Denn wenn das dritte Keplersche Gesetz sagt, daß die Quadrate der Umlaufzeiten sich zueinander wie die Kuben der mittleren Entfernungen verhalten, so ist da derselbe allgemeine Grundgedanke nur in genauerer mathematischer Fassung ausgedrückt. Das ist kein Zufall. Kepler empfing die Anregung zu seiner Entdeckung eben aus dieser Harmonik der Pythagoreer, wie schon der Titel seines Werkes „Harmonik der Welt“ andeutet. Er selbst erzählt, wie ihm, als er schon an der Schwierigkeit des Problems fast verzweifelte, durch einen Zufall die Harmonik des Ptolemäus, die eine späte Bearbeitung der pythagoreischen Wissenschaft darstellt, in die Hände fiel und er hier zu seiner Überraschung die gleiche Auffassung der Himmelsbewegungen fand, wie sie ihm immer vorgeschwebt hatte. Doch lassen wir ihn selbst reden: „Was ich vor 22 Jahren vermutet habe . . . wovon ich in meiner Seele überzeugt war, noch bevor ich die Harmonik des Ptolemäus gelesen . . . was ich vor 16 Jahren durch öffentliche Drucklegung (im „Prodromus“) als Gegenstand der Forschung hinstellte, um wessentwillen ich den besten Teil meines Lebens mit astronomischen Betrachtungen verschwendete, zu Tycho de Brahe ging, Prag als Wohnsitz wählte — das habe ich nun endlich in seiner tiefsten Wahrheit, mehr als ich jemals hoffen durfte, erfaßt. Dadurch habe ich die ganze Natur der Harmonik, sowohl in ihrer Totalität wie in ihren einzelnen Teilen, innerhalb der Himmelsbewegungen gefunden . . . nicht in der Weise, wie ich es (ursprünglich) im Geiste konzipiert hatte, sondern auf eine davon sehr verschiedene, aber ganz vorzüglich geeignete und vollkommene Art . . . In der Zwischenzeit, da mich der äußerst mühselige Versuch, die Himmelsbewegungen darzustellen, angespannt hielt, kam mir ein Werk zu Händen, das meiner Leidenschaft neue Nahrung und meinem Vorhaben einen Ansporn gab: Ich las die Harmonik des Ptolemäus . . . Die Handschrift hatte mir ein ausgezeichnete und für die Förderung der Philosophie und jeder Art der Wissenschaft geradezu geborener Mann, Johann Georg Herward, Bayerns Kanzler, übersandt. Hier fand ich über alle Erwartung hinaus und von höchster Bewunderung erfüllt das dritte Buch von der gleichen Anschauung einer himmlischen Harmonie getragen — niedergelegt vor 1500 Jahren . . . aber es scheint, daß Ptolemäus, ähnlich wie Scipio bei Cicero, eigentlich mehr einen pythagoreischen Traum vorträgt, als darauf ausgeht, die Philosophie wirklich zu fördern. Mich aber bestärkte jener noch rohe Zustand der antiken Astronomie, mehr noch diese vollkommene und genaue Übereinstimmung unserer beiden um 15 Jahrhunderte auseinanderliegenden Betrachtungen, von meinem Vorhaben nicht abzulassen. Darf ich es kurz zusammenfassen? Sich selbst vertratend ging die Natur den Menschen entgegen und ließ sich von Dolmetschern enträtseln, die ein Zwischenraum von Jahrhunderten getrennt. Der gleiche Begriff vom Bau der Welt entstand in dem Geiste von zwei Menschen, die sich ganz der Betrachtung der Natur gewidmet, wobei keiner des anderen Führer beim Einschlagen dieses Weges gewesen ist. Jetzt, da mir vor 18 Mo-

naten das erste Licht aufging, seit drei Monden der helle Tag und erst seit ganz wenigen Tagen (seit dem 15. Mai 1618) die reine Sonne selbst der wundervollsten Anschauung aufgeleuchtet ist, jetzt hält mich nichts zurück: jetzt darf ich heiligster Begeisterung ganz nachgeben (und darf sagen): Ja, ich habe die goldenen Gefäße der Ägypter gestohlen, um meinem Gotte aus ihnen ein Heiligtum zu errichten, weit, weit von den Grenzen Ägyptens . . . Wohlan hier werfe ich den Würfel und schreibe ein Buch, möge es die Gegenwart, möge es die Nachwelt lesen — das ist gleich! Möge es seinen Leser erst in hundert Jahren erwarten — wo doch Gott selbst seines Betrachters durch sechs Jahrtausende harren gemußt.“

Diesen Worten braucht nichts zugefügt zu werden. Über die Kluft von Jahrtausenden hinweg wird hier von Kepler ein Gedanke, der im Kopfe eines Griechen zuerst im 4. Jahrhundert v. Chr. Geb. aufgegangen ist und das Wesen der Natur blitzartig erleuchtet hat, in seinem eigentlichen Sinne wieder erfaßt. Nachdem diese Idee unverstanden und durch alle möglichen fremden Zutaten entstellt, unter dem Schutt von Büchern und Papier begraben gelegen hatte, erlebt sie in jenem großen Deutschen ihre Auferstehung, um bis zum heutigen Tag die Grundlage der ganzen modernen Naturerkenntnis zu bleiben. (Erich Frank, Plato und die sogenannten Pythagoreer, 1923.)

SINN DER ALTEN UND DER NEUEN MUSIKBILDUNG.

Daß die Musik nicht bloß ein Gegenstand, sondern ein Mittel der Erziehung sei und die sittliche Bildung hemme oder fördere, wird in diesem Zeitalter wenig erwogen; ja, bei aller Verbreitung des Geschmacks an derselben, scheint sie doch den wenigsten würdig genug, ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Gesetze zu sein. Denn der neueren Welt ist die Musik, wie auch andere Künste, die Musik aber vorzüglich, eine anständige Beschäftigung freier Muße, die teils wegen ihrer schwierigen Ausführung gefalle und Bewunderung erzeuge, teils auch das Gemüt wie ein gesellschaftliches Spiel, nur mannigfaltiger und zarter, anrege und belebe. Daß diese Anregung eine sittliche Wirkung haben und daß diese ebenso heilsam als verderblich sein könne, wird nicht in Betracht gezogen. Nun ist aber doch wohl unverkennbar, daß dasjenige, was recht getrieben, das ganze Gemüt auf das gewaltigste ergreift, ebenfalls bei einer anderen Anwendung es herabziehen und erniedrigen könne. Es wird aber diese Kunst bei der jugendlichen Erziehung auf eine doppelte Weise gemißbraucht, einmal indem man in ihr ein Maximum der Künstlichkeit zu erreichen sucht und unbekümmert um Sinn und Inhalt nur Schwierigkeiten häuft, um darüber obzusiegen, wodurch diese bezauberte Kunst den Künsten der Equilibristen verähnlicht und zu einer Schule der Eitelkeit erniedrigt wird; zweitens aber, indem man sie allzuoft von dem Geleite der Worte entbunden zu einem entnervenden Spiele unbestimmter Reize und Anmut macht. Denn in ihrer freiesten Gestalt führt diese wunderbare Kunst durch die unendliche Fülle der Ideen, die sie gestaltlos und unentwickelt in das Gemüt versenkt, unvermeidlich zu einer Melancholie, die, wiederholt genossen, durch ihre Anmut und Süßigkeit den Geist entmannt. Dem unbe-

stimmten Sinn der Jugend aber muß das Bestimmteste geboten werden. Daher ihr keine Musik wahrhaft heilsam ist als die, welche schöne und erhabene Worte vergeistert und gehaltvollen Gedanken ihre ätherischen Schwingen leiht. Über diese Grundsätze waren die Alten vollkommen einverstanden. Die Verbindung der Poesie mit der Musik als einer freien Heldenkunst war ihnen aus den frühesten Zeiten vererbt worden. In dem Lager der Achäer, bei dem fernen Getöse der Schlacht, rührte der Sohn des Peleus die Saiten der Leier, der ungestümste und feurigste aller Heroen pflegte der mildesten Kunst und erleichterte sein bekümmertes Gemüt von den lastenden Fesseln des Unmutes, indem er den Ruhm und die Taten alter Heroen sang. Chiron, der untadelige Kentaur, war auch ein Sänger, und die in seiner Ritterschule gebildeten Heldenöhne lernten von ihm die erquickende Kunst. Aber überall, wo wir sie finden, steht sie im Bund mit der Poesie; oft auch knüpften beide zugleich den Knoten der Charitinnen um den verschwisterten Tanz. In dieser Gemeinschaft lenkte sie die Gemüter zu den höchsten Zielen und wirkte Wunder. Denn nicht erträumt sind die Sagen von einem thrakischen Orpheus, einem Amphion und anderen Sängern der grauen Vorzeit, die nicht durch eine unbegreifliche Kunst, sondern durch ihren weisen Gebrauch die Gemüter des rohen Menschengeschlechtes bis in ihre innersten Tiefen erschütterten, und die Natur selbst, die ihre begeisterten Lieder wunderbar beseelten, vor den Augen der ergriffenen und staunenden Menge zu beleben schienen. So wurde die Musik auch dem späteren Geschlechte ausgehändigt. Ihrer alten Gestalt getreu, blieb sie in den Schulen der Jugend ernst und streng und erschien in ihrer edlen Einfachheit mit einfachen und begeisterten Worten alter Lieder verbunden wie eine heilige Stimme der Vorwelt, kräftig anregend, tief bewegend und durch hohe Rührung stärkend. Alles war hier harmonisch und eins. Das fromme und ernste Gedicht bewegte sich in feierlichen Rhythmen und war mit der zarten Hülle einer ungekünstelten Melodie umschleiert, die gleichsam nur mit wenigen bedeutenden Farben den kräftigen Umriß belebt. Nun ist aber wohl nicht zu zweifeln, daß eine Kunst das Gemüt reinigen könne, die sich seiner gänzlich bemächtigt, um es in den Äther der höheren Welt zu erheben, aus welcher die Geisterstimme der Musik herabzusäuseln scheint; damit aber das Gefühl nicht in einem unmännlichen und passiven Genusse zerrinne, ihm zugleich durch das Medium der plastischen Poesie hohe Gestalten zeigt, in deren Beschauung der Geist erstarke und sich mächtig fühle. Auch herrschte über diese Wirkung bei den Alten nur ein Urteil. Da es jedermann bekannt sei, sagt Aristoteles, daß durch diese verschiedenen Arten der Musik die ganze Stimmung des Gemütes verändert werde, so könne man auch nicht zweifeln, daß Gesang und Rhythmus die Seele sittlich zu bilden vermöge. Auch scheine zwischen der Natur der Seele und der Natur der Rhythmen und der Harmonie eine innige Freundschaft zu sein; daher auch viele Philosophen behauptet hätten, die Seele sei entweder selbst Harmonie oder enthalte Harmonie in sich. Und Plato behauptet in mehreren Stellen seiner Werke, daß, indem Rhythmus und Harmonie tief in die Seele drängen und sie auf das gewaltigste ergriffen, sie Sittlichkeit und würdevollen Anstand herbeiführten. Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Verderben der Sitten von der Nicht-

achtung dieser Grundsätze und von der Ausartung der Musik das Sinken ganzer Völker abgeleitet wird, wie dieses von einigen getan worden, die über allen Verdacht der Schwärmerei oder Paradoxiesucht erhaben sind. Durch diese Ansicht der Musik ward bestimmt, wie und auf welche Weise sie bei der Erziehung anzuwenden sei. Das Bestreben, das überaus Künstliche hervorzubringen, wurde als unfrei verworfen. Nur soweit müsse sie gebildet werden, daß man im Gesange und Rhythmus das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumenten zu tadeln, die eine allzu künstliche Handlung forderten, weshalb die böotische Flöte keinen Beifall verdiene, welche noch überdies nichts zur Bildung der Seele beitrage, und statt eine sittliche Fassung zu erzeugen, vielmehr eine Störerin der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürften bei dem jugendlichen Unterricht nicht alle Rhythmen ohne Unterschied verstattet werden, sondern nur die, welche die Leidenschaften reinigten; weshalb man denn auch der dorischen Tonart unter allen den Vorzug erteilte, weil sie die Ruhe am vollkommensten ausdrücke und am meisten den Charakter des Mutes und der Männlichkeit an sich trage. Wenn diese und ähnliche Betrachtungen, die von den Alten mit der größten Ernsthaftigkeit als über einen der wichtigsten Gegenstände, angestellt zu werden pflegen, unserem Zeitalter entweder ganz fremd oder gleichgültig sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Grundlosigkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen und in frommer Achtung desselben weit hinter den Alten zurückstehen. Voll des Wahns, durch Lehren und Predigen die Zwecke des Lebens und der Menschheit hinlänglich zu fördern, überlassen wir alles übrige der Laune des Zufalls, der denn auch nicht unterlassen hat, die Bildung der modernen Welt zu einem Chaos der Willkür und der feindseligsten Elemente zu machen. Durch den öffentlichen und fast allgemeinen Gebrauch der künstlichsten Musik ist ihre sittliche Wirkung in unserem Zeitalter fast gänzlich vernichtet worden. Denn da sie die Kenntnis der meisten, auch der musikalisch gebildeten Zuhörer, größtenteils übersteigt, so betrügen sich einige mit unmäßiger Bewunderung der sich immer mehr überbietenden Fertigkeit, andere mit einem dumpfen Brüten über unbestimmten Gefühlen und sinnlichen Reizungen. Je weiter nun die Kunst diese Richtung verfolgt, desto größer wird das Übel und desto häßlicher die Verworrenheit, aus welcher auch keine andere Rettung zu erwarten steht, als daß der Mißbrauch den höchsten Gipfel ersteige und sich durch seinen Übermut selbst vernichte. (Friedr. Jacobs, Rede, 28. März 1808.)

ALTE UND NEUE HELDENVEREHRUNG.

Die Helden des römischen Altertums wandeln jetzt mit ihrer Größe durch mein Gemüt; sowie ich genese, will ich den Versuch anstellen, aus ihren Geschichten etwas zu malen. Ich kann es dir nicht beschreiben, wie sich seit einiger Zeit das Heldenalter so lebendig vor mir regt; bis dahin sah ich die Geschichte als eine Sache an, die nur unsre Neugier angehe, aber es hat sich mir darin eine ganz andere Welt entwickelt. Vorzüglich gern möchte ich aus Cäsars Geschichte etwas bilden, man nennt diesen Mann so oft und nie mit der Ehr-

furcht, die er verdient. Wenn er auf dem Nachen ausruft: Du trägst den Cäsar und sein Glück! oder sinnend am Rubikon steht und nun noch einmal kurz sein Vorhaben erwägt, wenn er dann fortschreitet und die bedeutenden Worte sagt: Der Würfel ist geworfen! dann bewegt sich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken versammeln sich um den einen großen Mann, und ich möchte ihn auf alle Weise verherrlichen. Am liebsten sehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, sein Gesellschafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hause wären, und er mit seiner höchsten Größe die tief-sinnigen Worte sagt: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein.

Dies ist nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es so nennen will, so ist es das Erhabenste, wozu sich der Mensch emporschwingen kann. Denn freilich, war Rom, das damals die ganze Welt beherrschte, im Grunde etwas anderes als jene kleine unbedeutende Stadt? Der höchste Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was ist es denn nun mehr? Wird er niemals wieder vergessen? Ist vor ihm nicht etwas Ähnliches dagewesen? Es liegt eine große Seele in Cäsars Worten, die hier so kühn das anscheinend Höchste mit dem scheinbar Niedrigsten zusammenstellt. Es ist ein solcher Ehrgeiz, der diesen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der sein großes Leben, das er führt, nicht höher anschlägt als das des unbedeutenden Bürgers, der das ganze Leben gleichsam nur so mitmacht, weil es eine hergebrachte Gewohnheit ist, und der nun in der Fülle seiner Herrlichkeit gleichsam als Zugabe, als einen angeworfenen Zierat, seinen Ruhm, seine glorwürdigen Taten, sein erhabenes Streben hineinlegt. Wo die Wünsche der übrigen Menschen über ihre eigene Kühnheit erstaunen, da sieht er noch Alltäglichkeit und Beschränktheit; wo andere sich vor Wonne und Entzücken nicht mehr fassen können, ist er kaltblütig und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was sich ihm aufdrängt.

Mir fallen diese Gedanken bei, weil viele jetzt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmütigkeit sprechen, weil sich diese es einkommen lassen, Riesen und Kolosse auf einer Goldwage abzuwägen. Eben diese können es auch nicht begreifen, warum ein Sulla in seinem höchsten Glanze das Regiment plötzlich niederlegt und wieder Privatmann wird und so stirbt. Sie können es sich nicht vorstellen, daß der menschliche Geist, der hohe nämlich, sich endlich an allen Freuden dieser Welt ersättige und nichts mehr suche, nichts mehr wünsche. Ihnen genügt schon das bloße Dasein, und jeder Wunsch zerspaltet sich in tausend kleine; sie würden ohne Stolz, in schlechter Eitelkeit Jahrhunderte durchleben und immer weiter träumen und keinen Lebenslauf hinter sich lassen.

Jetzt ist es mir sehr deutlich, warum Cato und Brutus gerne starben; ihr Geist hatte den Glanz verlöschen sehen, der sie an dieses Leben fesselte. (Ludwig Tieck, Franz Sternbaldts Wanderungen, 1798.)

OLYMPIA UND HAGION-OROS.

Öffentliche Gymnasien mit großen sonnigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Toren in ländlicher Umgebung angelegt, waren notwendige Beigabe eines hellenischen Gemeinwesens, weil Ansehen und Einfluß unter den Mitbürgern sich hauptsächlich durch Reife und Tüchtigkeit jugendlicher „Gymnasialstudien“ bedingten. Keine religiöse Feier ohne Wettkämpfe! Gymnastik war im alten Griechenland Gottesdienst. Männliche Tüchtigkeit der Staatsbürger und Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts, meinte man in Hellas, sei den Göttern eine ebenso willkommene Gabe als Opfer an Feldfrüchten mit Hymnen und Lautenklang. Naturgemäße Vollendung des nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen Menschenleibes und harmonischer Ausbau des irdischen Daseins überhaupt galten einst in Griechenland als sicherster Weg und als unabweisbare Berechtigung zu den Freuden eines künftigen Elysiums. Die abgehärmten Tugendmeister und Weltüberwinder auf Hagion-Oros (heiliger Berg Athos) deuten dagegen auf andere Bahnen und haben uns statt des freudvollen Daseins und des heiteren Selbstgenusses von Olympia in ihrer verzweiflungsvollen Melancholie Büßertum, Selbstverleugnung, Reue, Not und Tränen eines von Gott abgefallenen Jammergeschlechtes als Sittengesetz und Vollendungsziel irdischer Strebsamkeit hingestellt.

Welche von diesen beiden Lebensansichten und Kampfmethoden für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes im allgemeinen fruchtbringender, unserer Natur angemessener und ihrer gesegneten Wirkungen halber am meisten anzustreben und zu empfehlen sei, braucht man christlichen Lesern nicht erst des näheren auseinanderzusetzen. Denn was beide in ausschließlicher Herrschaft und Geltung während langer Perioden am Ende hervorgebracht und geschaffen haben, liegt jetzt klar und abgeschlossen aller Welt vor Augen, und wir glauben es auch ohne Verletzung zartfühlender, ängstlicher Gemüter sagen zu dürfen, daß auf diesem Gebiete offenbar eine Wendung eingetreten ist, und daß der erloschene Kredit von „Olympia“ mit allen seinen Seligkeiten und Erinnerungen wieder aufzuleben und in der öffentlichen Vorstellungsweise allmählich zu erstarken scheint. Oder werden Feindschaft und Kampf gegen die Physis und ihre von Gott verliehenen Gerechtigkeiten in der gesitteten Welt nicht etwa zusehends schwächer, matter, hoffnungs- und willenloser, und tritt nicht beim lebendigen Verschönerungstrieb unseres Jahrhunderts endlich ein lang verkanntes Element, die zweite Wesenshälfte des Menschen, wieder in die natürlichen Rechte ein? Auf dem Pfade irdischer Glückseligkeit und himmlischen Ebenmaßes zum Ausbau und zur höheren geistigen Vollendung fortzuschreiten, ist im Gegensatze zur trüben Askese schuld-beladener Vergangenheit Losungswort und Norm der neueren Zeit. — — Die strengen Büßer auf Hagion-Oros sagen allerdings das Gegenteil und meinen, von ihrem Standpunkt aus besehen, unsere Thesis sei eine Verirrung vom rechten Pfade, wo nicht geradezu eine Rückkehr zum überwundenen Heidentum. Wir lassen die frommen Ringer in ihrem unbestrittenen Rechte, und die Frage: ob es nicht besser sei, einer eben so törichten als ungerechten

Fehde zu entsagen und wohlgeordnet in unsere Lebensbestrebungen aufzunehmen, was wir doch nicht unterjochen können, mag jeder bei sich selbst entscheiden. Wir konstatieren nur eine Tatsache, deren Dasein und fruchtbares Entfalten man sich nicht länger verhehlen darf. Das althellenische Olympia, wie es war, kann allerdings nicht wiederkommen; aber auch sein Gegensatz ringt vergeblich, die in langer Herrschaft ausgenützte und abgelebte Wirkungskraft wieder aufzufrischen und herzustellen. Der sittlich-politische Gedanke, welcher im Altertum ein Olympia geschaffen hat, lebt und gärt noch heute ungebrochen fort. Was jetzt ist, genügt den sittlichen Bedürfnissen nicht mehr; es wird und muß etwas kommen, was noch niemals dagewesen ist, eine Form staatlicher Existenz, die den ganzen Menschen erfaßt und eben deswegen der Bildungsfähigkeit unseres Geschlechts allein genügen kann. — Heute ist der Olympiagedanke in Europa wieder soweit abgeklärt und in den Glaubenskreis des Jahrhunderts eingedrungen, daß er in seiner durchsichtigen Helle mit der trüben Atmosphäre und dem Walddunkel von Hagion-Oros in die Schranken treten kann. Das Schöne, das Menschliche in verjüngter und veredelter Gestalt ringt heute überall, besonders im gefühlvollen, reichbegabten Volke der Germanen, mit dem Unschönen, mit der Unnatur und mit den fratzenhaften Gebilden falscher Andacht und Pönitenzen um Herrschaft und Bestand. (Jak. Phil. Fallmerayer, Olympia, 1852.)

HELLAS.

Ohne Bedenken dürfen wir uns auf die Stimme der Geschichte sowie auf das Gefühl eines jeden berufen, welcher die Taten und Werke der Hellenenwelt im Zusammenhang mit ihrer Verfassung, ihren innern und äußern Verhältnissen, ihrer Gesetzgebung, Wissenschaft und Kunst aufgefaßt hat, daß in ihr ein Hauch schöner Sittlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umströmt, nichts anderes sei, als der Widerschein einer gereinigteren Natur und eines inneren Adels ihrer Natur. Was die Alten von den Königen der Inder behaupteten, daß sie um vieles größer und vortrefflicher wären als ihre Untertanen, dasselbe kann in Beziehung auf andre Völker von den Hellenen behauptet werden. Und wie die Götter, nach dem Glauben des Altertums, aus der Masse der Menschen nur wenige auswählten, die sie ihres Unterrichtes würdigen, und selbst das Leben derjenigen schmücken, die sie wahrhaft glücklich machen wollen: so scheinen sie auch aus der Menge der Völker die Hellenen erwählt zu haben, um sie als ihre Begünstigten der Nachwelt aufzustellen. Denn auch noch jetzt, nach so mannigfaltigem Wechsel der Zeit und Verhältnisse, erscheint uns das hellenische Altertum nicht bloß als ein Gegenstand der Bewunderung in vielfachen Rücksichten, sondern auch in Betracht menschlicher Gebrechlichkeit mehr denn jedes andere Volk als mit edler Sittlichkeit erfüllt. Wo möchte wohl für die europäische Welt, so wie sie sich seit vier Jahrhunderten in ihren höchsten Beziehungen gestaltet hat, ein Ersatz zu finden sein, wenn es möglich wäre, die Fäden, die sie an das Altertum knüpfen, plötzlich zu zerreißen, oder wenn seine Werke vernichtet und selbst das Andenken an seine

Herrlichkeit und Größe in die Flut der Vergangenheit versenkt werden könnte? Wo möchte sie sich hinwenden, um in Tat und Wahrheit ein anderes Bild erhebender Tugend in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen zu finden, wenn die Götter und Heroen dieses irdischen Olympos unsern Blicken entzogen und der Bau dieser wunderbaren Welt für uns eingestürzt wäre, in welchem auch das Größte nicht unglaublich erscheint, weil in ihr alles so hoch steht? Dieser Welt voll gewaltiger Kraft wie voll Anmut und Reiz, in welcher die Schönheit sittlich, die Sittlichkeit schön und beides als ein eigenümliches Gewächs der Natur erscheint, und in dieser Erscheinung das Beispiel eines Zusammenklanges von Eigenschaften gibt, welche vereinzelt wohl Beifall oder Achtung erzeugen, aber nur in ihrem harmonischen Verein das Gemüt entzücken und über sich selbst erheben können. (Friedr. Jacobs, Rede am 28. März 1808.)

HELLAS UND DER DEUTSCHE.

Es heißt aber das Rad der Zeit hemmen wollen, wenn man ein immer gleiches Verharren auf der Höhe der Jugend und Geisteskraft oder der Schönheit und des Wohlstandes fordert. Es ist unfreundlich und unweise, jeder Zeit jegliches zuzumuten, denn der Frühling kann nicht die Früchte des Herbstes bieten, noch der Winter mit dem Sommer wetteifern; und wenn die Kunst auch bisweilen der vegetabilischen Natur ein unzeitiges Erzeugnis abzwingt, so wird doch ein ähnliches Streben auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit immer nur eine törichte Gigantomachie sein. Wie das leuchtende Gestirn des Tages, so rückt das Gestirn des Glückes und Wohlstandes aus einem Zeichen in das andere, und nur die Phantasie und der Wunsch kann zusammenfassen, was die Wirklichkeit immer getrennt haben wird. Allerdings wäre es wünschenswert, die Herrlichkeit des untergegangenen Altertums mit der Errungenschaft der neuen Zeit vermählen zu können; aber umsonst würden wir die Erfüllung dieses Wunsches erwarten, und töricht würden wir trauern über seine Vereitelung. Nicht ein Quell fruchtloser Traurigkeit soll uns die Vergangenheit sein, sondern der Erquickung und Freude; nicht um die Wirklichkeit anzufeinden, sondern um uns an der Idee des ewig und unvergänglich Großen zu erheben, sollen wir in den Spiegel der alten Zeiten schauen, und vorzüglich in die Geschichte derjenigen Völker, die, als besondere Günstlinge des Himmels, die Welt durch edle Taten zu erfreuen und durch Werke tiefen Sinnes zu belehren berufen waren. Es gibt aber kein Volk, dessen Geschichte in dieser Beziehung ein wiederholtes Betrachten mehr verdiente als das hellenische. (Friedrich Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen derselben, 1810.)

GOETHE UND ECKERMANN ÜBER DAS STUDIUM DER ANTIKE.

„Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird

das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.“

„Für hochbegabte Naturen“, bemerkte ich, „mag das Studium der Schrift des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein, allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten.“

„Dagegen ist nichts zu erinnern,“ erwiderte Goethe; „aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe, 1827.)

